

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 15 (1948)

Artikel: Die Pfarrfrau von Lützelflüh : Henriette Bitzjus, geb. Zeender
Autor: Lüthardt, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1076295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pfarrfrau von Lützelflüh

Henriette Bitzios, geb. Zeender *)

Gertrud Lüthardt

Frohes Lachen und heller Jubel schallte vom Kirchbühl herab, wenn einst wie jetzt Burgdorfs Jugend sich dort mit «Fahlis» und «Verstecklis»-spielen vergnügte, und am übermütigsten waren dabei die 1805 geborene Henriette Zeender und ihre Schwester Marie. Wohl waren die Waislein nach dem frühen Tode ihrer Eltern, des bekannten Theologieprofessors Emanuel Zeender und seiner bildschönen, aber von Jugend auf kränklichen Gattin Marianne, im Lützelflüher Pfarrhaus bei den Großeltern mütterlicherseits daheim, aber als sie das schulpflichtige Alter erreicht hatten, wurde der Bruder nach da-

*) Gerne veröffentlichen wir für unsere Leser eine neue, erweiterte Fassung des Vortrages, den unsere Mitbürgerin im Zyklus «Lebensgefährtinnen großer Schweizer» am 14. Februar 1945 im Studio Bern gehalten hat. Die Verfasserin ist eine entfernte Verwandte Gotthelfs. Ihre aus Büren a. A. stammende Ururgroßmutter, Marianne Katharina Lindt-Kohler (1769—1843), war die jüngere Schwester von Gotthelfs Mutter, Elisabeth Bitzios-Kohler (1767—1836). Im Besitz von Frl. Lüthardt befindet sich ein Oelbild von Frau Lindt-Kohler, das zu vergleichen ist mit dem feinen Scherenschnitt von Frau Bitzios-Kohler am Spinnrad (veröffentlicht 1929, aus von Rütte'schem Besitz, von Hedwig Wäber in «Familienbriefe Jeremias Gotthelfs», Seite 24/25).

Inhaltlich lehnt sich die Arbeit eng an an die neueste und beste Quelle, das Lebensbild, das Frau Pfarrer Henriette Rüetschi-Bitzios, bekannt unter dem Schriftstellernamen Marie Walden, über ihre Mutter, kurz nach deren Tode, schrieb und das von der Familie Bitzios erst 1941 Hans Bloesch zur Veröffentlichung übergeben wurde, als Ergänzung seiner neuen Darstellung Gotthelfs (Novemberheft der «Guten Schriften» Bern, Nr. 201, Seite 43—63, mit Porträts von Gotthelf und seiner Frau). Die «Schweizer Radio-Zeitung» 1945, Nr. 6, 11.—17. Februar, die zum Vortrag einige einführende Worte von G. L. brachte, reproduzierte das schöne Bild von Henriette Elisabeth Bitzios des Malers J. F. Dietler aus dem Ende der 40er Jahre, sowie die Lithographie des Pfarrhauses Lützelflüh von 1849 der Burgdorferin Marie Salome Stähli (1799—1875). Eine noch etwas ältere Darstellung von Kirche und Pfarrhaus Lützelflüh (1827) bietet Samuel Weibel in seiner bekannten Sammlung «Kirchen und Pfarrhäuser des Kantons Bern», 1822—1830 (Format 10×16,5 cm).

Wir fügen einige Bemerkungen bei, die hauptsächlich die Beziehungen zu Burgdorf beleuchten.

maligem Brauch ins Waisenhaus nach Bern gebracht, und die beiden Mädchen übergab man der Obhut der guten Jungfer Feuerstein ¹⁾ in Burgdorf. Zur selben Zeit war die Schulbildung für Mädchen noch auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt und auch außer den Schulstunden überließ die wohl ziemlich unpraktische und zerstreute Lehrerin ihre Zöglinge meist sich selber, so daß sie Muße hatten, fröhlich und unbekümmert mit den Burgdorfer Kindern herumzutollen.

Sicher meinte es die Lehrerin herzugut, das mochte auch Henriette Zeender gefühlt haben, denn sie gedachte der Jungfer Feuerstein immer in treuer Anhänglichkeit. Treue war überhaupt ein Grundzug ihres Charakters, denn auch mit vielen ihrer ehemaligen Schulkameradinnen blieb sie in freundschaftlichem Verkehr. Mochte auch dieser da oder dort später aufhören, so behielt sie doch ihre einstigen Gespielinnen in herzlicher Erinnerung.

Anders waren die Ferien im Lützelflüher Pfarrhaus. Da führte die Großmutter Fasnacht ein strenges Regiment und duldete nichts von der Sorglosigkeit und Unexaktheit von Jungfer Feuerstein. Ja, leider konnte sie es oft nicht unterlassen, deren Nachlässigkeit in Gegenwart der Enkelinnen zu tadeln. Obschon die Großmutter Gattin eines grundgelehrten Mannes war, so hatte sie doch selbst für die damalige Zeit eine höchst mangelhafte Bildung. Häusliche Tüchtigkeit und praktisches Geschick gingen ihr vor und zornig konnte sie werden, traf sie werktags die Mädchen mit einem Buche in der Hand. Auch Risse und Flecken im Kleid zogen empfindliche Strafen nach sich. Die Großmutter, aus einfachen bäuerlichen Verhältnissen stammend, war noch von ihrem Gatten, Pfarrer Fasnacht, konfirmiert worden. Gemeinsam mit einer ledig gebliebenen Tochter besorgte sie in mustergültiger Weise den Haushalt. Auch diese Tante war äußerst streng gegen die Kinder ihrer verstorbenen Schwester. Und gleichwohl blieben diese Ferienzeiten für Henriette Zeender bis ins hohe Alter hinein mit goldenem Lichte verklärt. Sie muß zu der rechtschaffenen Großmutter, von der sie oft mit dem Kosenamen «Micheli» gerufen wurde, in einem ganz besonders anhänglichen Verhältnis gestanden sein, und die Großmutter selbst brachte ihrerseits gerade dieser Enkelin zärtliche Anhänglichkeit entgegen.

Nach der Konfirmation, auf die sie in Burgdorf in sehr trockener Weise durch einen alten Pfarrer Jäggi ²⁾, der ein Original gewesen

sein muß, unterrichtet worden war, kam Henriette zu ihrer weiteren Ausbildung in die Pension Guyot in St-Blaise. Ihre Schwester Marie war nach einem Welschlandaufenthalt Erzieherin in Deutschland geworden und später Gesellschafterin bei Frau von Sinner in Worb. So trennten sich die bisher gemeinsamen Wege der beiden Schwestern.

Die reichen Kenntnisse, die Henriette in St-Blaise erwarb, kamen ihr als Erzieherin bei den Töchtern Wurstemberger, den Enkelinnen ihres Vormundes, sehr zustatten. Und auch an die Pension Guyot und die dort verbrachten zwei Jahre dachte sie stets in dankbarer Erinnerung zurück. Henriette war zu jener Zeit ein überaus anmutiges und anziehendes Wesen. Von kastanienbraunem Haar wurde das blühende Gesicht lieblich umrahmt und schöne blaue Augen strahlten Geist und Leben aus. Es war nicht zu verwundern, daß sie auf diese Weise und mit ihrem gründlichen und gediegenen Wissen, obschon sie im Unterricht sehr exakt und streng war, die Liebe und Verehrung ihrer Zöglinge in hohem Maße genoß. Sie konnte ohne äußerliche Erziehungsmittel, rein durch die Macht ihrer Persönlichkeit wirken. Und doch war sie im Grunde schüchtern, eine Schüchternheit, die ihr zeitlebens nachging und wohl in ihrer großen Bescheidenheit verankert war.

Henriette fühlte sich in dem feingebildeten Patrizierhause sehr wohl, und aufgeschlossen, wie sie allem Schönen und Guten war, übte der Aufenthalt in der kultivierten Familie, in der sie in vollem Maße das Vertrauen und die Achtung von Eltern und Großeltern ihrer Schützlinge erfahren durfte, einen wichtigen und entscheidenden Einfluß auf das empfängliche Gemüt der jungen Erzieherin aus. Hier war es auch, wo sie jenen Anstand und den guten Ton, die feinen Formen des Umgangs annahm, die den Verkehr mit ihr so reizvoll machten, und die ihr später als Pfarrfrau und Gattin eines berühmten Mannes so wohl anstanden.

Aber schon wartete ihr eine andere Aufgabe. Im Lützelflüher Pfarrhaus war die Großmutter gestorben und der Großvater, obschon bis in sein hohes Alter von 92 Jahren von eiserner Gesundheit, zerfiel im Geiste. Der weltfremde Philosoph, der zeitlebens die Fürsorge seiner tüchtigen Frau genossen hatte, fand sich, der Willkür der Dienstboten überlassen, allein nicht zurecht. So wurde denn im Familienrat beschlossen, daß immer eine der beiden Enkelinnen ihm den Haushalt führen solle.

Seit Jahren hatte Pfarrer Fasnacht die Amtsführung einem Vikar übertragen müssen. Nach mehrmaligem Wechsel brachte der Neujahrstag 1831, hoch zu Roß, den jungen feurigen Albert Bitzias als neuen Vikar nach Lützelflüh. Hier lernte er die junge, an Herz, Geist und Gemüt so reiche Henriette Zeender kennen, schätzen und lieben, und hielt um sie an. Als bald darauf im Jahr 1832 der müde Greis, Pfarrer Fasnacht, die Augen schloß, führte Bitzias, der als dessen Nachfolger an die Gemeinde Lützelflüh gewählt worden war, seine Braut heim, die sich inzwischen bei ihrem Onkel mütterlicherseits, Pfarrer Fasnacht in Jegenstorf, häuslich betätigt hatte.

In Wynigen wurde das junge Paar durch Gotthelfs engsten Freund und Amtsbruder Pfarrer Farschon³⁾ getraut, und in seinem Hause richtete er ihnen am 8. Januar 1833 den Hochzeitsschmaus her.

Zum dritten Mal kehrte Henriette Zeender in einer andern Eigenschaft im Lützelflüher Pfarrhaus ein und diesmal als Gattin und Pfarrfrau. So kam sie an die Stätte ihrer Kindheit zurück, an der sie mit so schwärmerischer Innigkeit hing, und das heimelige Lützelflüher Pfarrhaus sah Anfang, Glück und Ende dieser großen Liebe zweier sich aufs Schönste ergänzender Seelen.

Das Eingewöhnen in den veränderten Haushalt (brachten doch auch Schwiegermutter und Schwägerin, beide so ganz anders geartete Naturen als die ihrige, den Sommer jeweilen in Lützelflüh zu), das Anpassen an das feurig stürmende Naturell ihres Gatten, das mag der jungen Frau im Anfang manche schwere Stunde bereitet haben. Aber sie bemühte sich nach Kräften, sich einzufügen, und wenn sie auch keine so perfekte Haushälterin war, wie ihre Schwiegermutter Bitzias, so wurde sie doch in der Kunst des Flickens eine seltene Meisterin. Als Höchstes galt es ihr, für ihren Gatten zu leben, ganz in sein Wesen einzudringen, sein zweites Ich zu werden, und das hat sie denn auch in hohem Maße erreicht. Blieb sie auch, wie alle Gefährtinnen bedeutender Männer, im Schatten dieses Feuergeistes, so fand sie gerade darin ihr höchstes Glück und entfaltete auf diese Weise ihr reichstes Frauenleben, dem geliebten Manne das Heim bereitend, dessen er bedurfte, um groß zu werden, dieses ruhige Walten, diese Wärme und das Verständnis, die das Heim mit Sonne und Harmonie erfüllen und allen zum Segen gereichen. Sicher hat Gotthelf an das selbstlose, so echt frauliche Wirken seiner treuen Lebensgefährtin gedacht, als er das schöne Wort prägte: «Es ist als ob das Weib der dunkle Grund

wäre, auf dem im Vordergrund der helle Mann hin und her geht, aber vom dunklen Grund gehoben und getragen.»

Die Jahre 1834, 1835 und 1837 brachten dem pfarrherrlichen Ehepaare freudig begrüßten Kindersegen. Die Tochter Henriette wurde später Frau Pfarrer Rüetschi in Sumiswald und war unter dem Schriftstellernamen «Marie Walden» bekannt.⁴⁾ Sie hat auch über ihre Mutter ein sehr ansprechendes Lebensbild voll tiefer kindlicher Verehrung geschrieben. Der Sohn Albert⁵⁾, in seiner Kindheit ein sehr zartes Bübchen, das die ganz besondere Sorgfalt seiner Mutter beanspruchte, kam in der Folge als Pfarrer nach Twann und war später ein bekannter bernischer Regierungsrat. Das dunkeläugige, schwarzhaarige Töchterchen Cécile, der Liebling des Vaters, folgte im heiratsfähigen Alter Pfarrer Albert von Rütte als Gattin ins Pfarrhaus von Saanen, später nach Yverdon und Radelfingen, und war eine treue Hüterin von Gotthelfs Nachlaß.

Voll Güte und zärtlicher Mütterlichkeit erzog Henriette Bitzios ihre Kinder; und wie sie es als Erzieherin getan, so wirkte sie auch als Mutter hauptsächlich durch ihr Beispiel, durch die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit ihres Wesens. Wenn sie auch dem Vater nie die Fehler der Kinder verschwieg oder verhehlte, so milderte sie doch oft dessen große Heftigkeit und Strenge. Als höchstes Gebot galten Offenheit und Aufrichtigkeit, eine Lüge war das größte Vergehen.

Vielseitig waren die Anforderungen, die an die Pfarrfrau gestellt wurden. Denn nicht nur im Familienkreise erschöpfte sich ihr liebevolles Wesen, sie war ihrem Manne auch in der Gemeinde die verständnisvolle, unermüdliche Gehilfin und hatte für alle Nöte der Pfarrkinder und der Armen stets ein hilfreiches Herz und eine offene Hand. Trotzdem fand die zarte Frau, die doch so häufig an heftigen Kopfschmerzen litt, noch Zeit, ihre Töchter selber zu unterrichten. Allerdings unterbrachen oft Besuche den Unterricht. Und wie sollte es ein ernsthaftes Lernen geben, wenn gar der Vater selber sich hinter den Stuhl der Mutter stellte und mit drolligen Grimassen die Kinder zum Lachen brachte!

1836 trat Albert Bitzios mit seinem Erstlingswerk «Der Bauernspiegel» als Schriftsteller hervor. Damit erschloß sich auch für Henriette Bitzios ein neues Tätigkeitgebiet. Gotthelf fand in seiner Gattin jederzeit die mitgehende Helferin und Beraterin. Nicht nur stand sie ihm mit ihrem gesunden Urteil ratend zur Seite, hier und dort das vor-

wärtsstürmende, heiße Temperament oder allzu große Derbheiten des leidenschaftlichen Gotthelf durch ihren klugen Rat mildernd, sie besorgte auch die Korrektur der ersten Druckbogen. Noch in seinen letzten Lebensjahren nannte Gotthelf sie seinen ersten Kritiker und Rezensenten. Auf sie, die seine Sachen als Erste und Nächste zu Gesicht bekam, hörte er am ehesten. Mittags las er ihr vor, was er am Morgen geschrieben hatte. Und mehr als einmal übergab er seine Manuskripte seinen Freunden, die bescheidene Kritik seiner Frau als Urteil anerkennend, mit den Worten: «My Frou het mer das nid welle rüehme» oder «d’Frou isch gar z’friede gsi dermit».

Abends nach getaner Arbeit saßen die Gatten im Sommer an Gotthelfs Lieblingsplätzchen im Garten, im Winter in der heimeligen Eßstube beisammen, und Henriette Bitzius las ihrem Gatten die eingelaufenen Briefe vor. Meistens wurden sie ihr doch von Gotthelf mit den Worten übergeben: «Lies afange und säg mer de öppe, was drin isch!» — Obschon die Pfarrfrau als Folge einer Augenentzündung in den ersten Kinderjahren die Sehkraft eines Auges fast eingebüßt hatte, sah das andere umso schärfer, und durch Uebung und Geduld brachte sie es so weit, daß sie die unleserlichsten Schriften entziffern konnte. Auch in diesen trauten Abendstunden flocht Frau Henriette manch kluges Wort ein und wußte mit feinem Takt den großen Feuergeist ganz unmerklich auf kleine gesellschaftliche Pflichten und Rücksichten aufmerksam zu machen, die seinem raschen Naturell im Drange der sich überstürzenden Gedanken wohl hin und wieder entfallen mochten.

Mit der zunehmenden Berühmtheit Gotthelfs stellten sich aus der ganzen Schweiz und auch aus dem Ausland Gäste und Verehrer im Lützelflüher Pfarrhaus ein. In hervorragendem Maße durften auch sie die hingebende Fürsorge der gütigen Pfarrfrau erfahren. Mit ruhiger Höflichkeit und Liebenswürdigkeit unterstützte sie ihren Gatten beim Empfang der Gäste. Gastfreundschaft ohne Grenzen war ein besonderes Merkmal des Bitzius’schen Haushaltes. Wie selten jemand verstand es Henriette Bitzius zuzuhören. Und es war überaus beglückend, im Gespräch mit ihr die warme innere Anteilnahme zu verspüren.

1854 traf der Berliner Verleger Gotthelfs, Julius Springer, der die Werke des großen Volksdichters in 24 Bänden herausgegeben hat, in Lützelflüh ein. Gotthelf hatte eben einen andern Besuch auf schick-

liche Manier wegbegleitet, um sich dann ganz seinem verehrten Gast widmen zu können, und war noch nicht zurück, als dieser von Bern her kommend, auf einem gemieteten Wägelchen eintraf. Aber wieder einmal war es die Pfarrfrau, die mit ihrem ganzen Charme und ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit den Ankommenden empfing. In begeisterten Worten schrieb Springer darüber an seine Frau nach Berlin und äußerte sich voll hohen Lobes über die Pfarrfrau, der er große Verehrung und Achtung entgegenbrachte. «Ich habe mich noch nirgends so schnell wohl gefühlt als hier», sagte er wörtlich und schrieb diese wohltuende Harmonie, die über dem Lützelflüher Pfarrhause waltete, dem feinen, Liebenswürdigkeit, Wahrheit und Stolz vereinigenden Wesen von Henriette Bitzios zu. Ja, an einer andern Briefstelle wagte er sogar den kühnen, aber sicher berechtigten Ausspruch, daß Bitzios ohne seine Gattin nicht Jeremias Gotthelf geworden wäre, so bedeutsam schätzte er den Einfluß ein, den sie auf den Dichter ausübte. Das Verhältnis von Julius Springer zum pfarrherrlichen Ehepaar von Lützelflüh blieb ein sehr herzliches. Die Beziehungen beider Familien wurden weiter gepflegt, und Henriette Bitzios stand Patin bei einer Springer'schen Tochter.

In all dem Trubel des großen Haushaltes war Henriette Bitzios froh, wenn mit dem Frühling sich jeweilen auch die Schwägerin im Pfarrhause einstellte und sich hauptsächlich der Pflege des Gartens annahm.

Wie schwer muß es aber der Pfarrfrau oft zu Mute gewesen sein, als sie den Gesundheitszustand des geliebten Gatten schwächer und schwächer werden sah, und er sich gleichwohl so gar keine Schonung auferlegen wollte! Am 4. Oktober 1854 feierte er noch im Kreise seiner Lieben seinen 58. Geburtstag; aber bald darnach brach eine Lungenentzündung aus, die am 22. Oktober seinen Tod herbeiführte. Während der zehn Tage dauernden Krankheit blieb Henriette Bitzios fast immer um den geliebten Kranken, und tief und herb war das Leid, das sie um den Verlust des teuren Lebensgefährten, der so ganz ein Stück ihrer selbst geworden war, empfand. Pfarrer Farschon in Wynigen, der einst das junge Paar getraut hatte, hielt seinem Freunde eine ergreifende Trauerrede.⁶⁾

Lange Zeit fürchtete man, die Pfarrfrau werde diesen großen Schmerz nicht überleben. Vorübergehend zog sie nach Bern und wohnte mit ihrer Schwägerin zusammen. Auf diese Weise konnte sie auch dem so sehr geliebten Sohne, der dort seinen theologischen Studien oblag,

ein Heim bieten. Nach dem Tode der Schwägerin kehrte sie, auf die Bitten der Tochter hin, wieder ins Emmental zurück zu ihr nach Sumiswald, wo der Schwiegersohn als Pfarrer amtete. Aber auch hier zog durch den frühen Tod von Pfarrer Rüetschi bald tiefes Leid ein. Rührend war es nun, wie Henriette Bitzios um der Tochter willen den eigenen Schmerz überwand und sich ihrer und ihrer Kinder liebevoll annahm. Wieder gab es einen Umzug, diesmal nach dem Wankdorf bei Bern. Dort verbrachte sie noch manche glückliche Stunde mit ihren Kindern und Enkeln.

Im Sommer 1872 befiehl auch Henriette Bitzios eine heftige Lungenentzündung mit großer Schwäche. Als sie nach einigen Tagen wieder zu sich kam, war es ihr gewiß, daß sie bald sterben müsse, und umsichtig ordnete sie ihre Angelegenheiten. Sie wählte sich selber als Grabinschrift den Spruch aus: «Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast.» Am 15. Juni, an einem strahlenden Sommermorgen, hauchte sie ihr Leben aus.

Achtzehn Jahre überlebte sie ihren Gatten. An allen seinen Werken hatte sie in ihrer stillen, selbstlosen Art lebendigen Anteil genommen. An seine treue Gefährtin hat Gotthelf sicher in vielen seiner Schriften gedacht und in seinen prächtigen Frauengestalten schuf er ihr in unvergänglicher Dankbarkeit das schönste und lebendigste Denkmal.

Anmerkungen

1) Jgfr. L. Feuerstein, von Bern, geb. 1775, wurde 1810 als Lehrerin an der obern Abteilung der burgerlichen Mädchenschule angestellt. Nach dem Bericht von Pfarrer G. J. Kuhn aus dem Jahre 1826 bestand ihre Besoldung aus: 440 Frs. in Geld, einem Haus, Holz für den Schlofen und einem Garten.

2) Es handelt sich um den Vorgänger von Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn, Johann Samuel J ä g g i, von 1807—1824 Pfarrer in Burgdorf, der «die Gabe eines erbau-lichen und anziehenden Predigtvortrages nicht besaß» und daher wegen immer abnehmenden Predigtbesuches nach Frauenkappelen zog, wo er 1838 starb.

3) Die Bekanntschaft der Familien Bitzios und Farschon geht wohl in die Studienzeit von Sigmund Bitzios (1757—1824) und Gabriel Farschon (1758—1837) zurück. Ordiniert in den Jahren 1781 und 1783, kamen sie, nach längerer Vikariatszeit, zunächst auseinander: Farschon ging 1793 nach Ablentschen, 1794 nach Lauenen, dann 1801 ins aargauische Brittnau bei Zofingen. Bitzios wurde 1786 deutscher Pfarrer in Murten und amtierte in Utzenstorf von 1805 bis zu seinem Tode. Farschon zog 1816 als sein Nachbar in Koppigen ein, wo er 1837 starb. Da Farschon wie

Gotthelfs Mutter Elisabeth Bitzios-Kohler aus Büren stammte, wurden die Beziehungen zwischen den Pfarrhäusern Utzenstorf und Koppigen besonders gepflegt. Gotthelf war eng befreundet mit dem etwas ältern Sohn Gabriel Farschon (1794 bis 1860), der nach der Ordination (1814) 1819 Helfer zu Büren wurde, um darauf von 1821 bis zu seinem Tode die Pfarrei Wynigen zu versehen, von 1849—1858 als Dekan der Klasse Burgdorf. Spärliche Ueberreste (aus den Jahren 1842—1852) des regen Briefwechsels Gotthelf—Farschon haben sich im Rittersaal Burgdorf (früher im Pfarrarchiv Wynigen) erhalten und wurden von Ed. Bähler veröffentlicht im «Neuen Berner Taschenbuch» 1919, Seite 111—117. Ueber die vielseitige kirchliche Tätigkeit von Pfarrer Farschon in Wynigen und im Amtsbezirk Burgdorf vergleiche man die Ausführungen von Pfarrer Max Vatter im Heimatbuch Burgdorf, Band II, Seite 466, 475/6, 479, 484/5, 491, 493/4, 500, 505, 507, 511.

4) **M a r i e W a l d e n**, deren Andenken in Sumiswald lebendig geblieben ist, schrieb verschiedene Erzählungen aus dem Emmenthaler Volksleben und versuchte sich auch als lyrische Dichterin. Besonders lesenswert ist das schöne Lebensbild ihres Vaters, das sie 1877 für die Springersche Volksausgabe des «Schulmeisters» verfaßte und das W. Muschg bequem zugänglich gemacht hat in dem von ihm herausgegebenen, reich illustrierten Band «Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit, Erinnerungen von Zeitgenossen», Basel [1944], S. 27—70.

5) **Al b e r t B i t z i u s, j u n i o r.** — Zum großen Leidwesen der Mutter kam Albert Bitzios schon mit sieben Jahren (Frühling 1843) zur Erziehung ins Waisenhaus Burgdorf, das damals unter der trefflichen Leitung von Ferdinand Fröbel stand, und besuchte bis 1850 die Stadtschulen. Gotthelf befürchtete, sein Sohn könnte zu Hause verzogen werden. Als der zarte Knabe der Mutter klagte, wie er von den Kameraden wegen seines Heimwehs verspottet werde, begleitete ihn Gotthelf abends ein Stück weit nach Burgdorf und sagte ihm: «Los, du g'sehsch wie d'Mueter briegget; wenn d' so tuesch, so mueß i di wieder heinäh und de git's nüt us d'r. Nimm di z'säme.» Der Siebenjährige versprach es und hielt sein Wort. Bald wurde sein Beschützer der um sieben Jahre ältere Johann Ammann von Madiswil, der von 1843—45 die burgerliche Knabenschule besuchte und 1853/54 als Vikar in Hasle den im Waisenhaus begonnenen Verkehr mit dem Pfarrhaus Lützelflüh nun mit dem Visitator Gotthelf amtlich weiterführte; als Prediger und Lehrer am Progymnasium Burgdorf hielt er dort im Winter 1859/60 wohl den ersten Vortrag über «Jeremias Gotthelf» (siehe Jahrbuch 1947, Seite 113).

Der etwas magern Kost im Waisenhaus half Mutter Bitzios mit reichlichen Sendungen von Obst und andern guten Dingen nach. Noch kurz vor dem Tode sagte Albert Bitzios: «Ja, z'Burdlef hei m'r währed d'r Händöpfelkrankheit lehre Mais ässe.» Als er einst mit zwei Waisenhauskameraden nach Lützelflüh kam, lud sie der Vater ins nächste Wirtshaus ein und zahlte eine Flasche. Die Knaben hielten den Moment für günstig und klagten über die schlechte Kost im Waisenhaus. Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: «Buebe, i d'r Juged mueß me lehre etbehere. Wo-n-i i dene türe Jahre z'Bärn studiert ha, hei m'r z'Mittag Wurst übercho und z'Abe hei m'r chönne d' Rinde frässe.» «Das machte tiefern und heilsamern Eindruck als eine lange Rede, und zufriedener pilgerten wir dem alten Castrovilla zu», bekannte später noch einer jener beiden Kameraden.

Zu Albert Bitzjus' Burgdorfer Schulkameraden und spätern Studien- und Zofingerfreunden gehörten Wilhelm Kupferschmid (1835—1926, Prediger und Lehrer in Burgdorf, Pfarrer in Leissigen, Waisenvater in Zürich), und besonders Theodor Müller (1835—1897, Pfarrer in Höchstetten), mit dem Bitzjus eine Reise durch Deutschland machte und das Wintersemester 1862/63 in Berlin verbrachte.

Als ganz jungen Burgdorfer Kadett zeigt eine Daguerreotypie Albert Bitzjus zwischen seinen Schwestern (siehe Hedwig Wäber, Familienbriefe Jeremias Gotthelfs, Frauenfeld [1929], ad p. 64). (In Burgdorfer Privatbesitz befindet sich eine Daguerreotypie von 1848, welche drei Brüder als Kadetten im Alter von 11, 8 und 7 Jahren [!] darstellt.)

Ueber das gespannte Verhältnis zwischen Vater und Sohn Bitzjus handelt Kurt Guggisberg, Albert Bitzjus, 1835—1882, Wesen und Wert (Bern 1935), und besonders im «Kleinen Bund» vom 10. Februar 1935 «Gotthelf im Urteil seines Sohnes».

Verschiedene Details über Albert Bitzjus junior verdanken wir den schönen Worten der Erinnerung von Marie Walden: «Aus dem Leben meines Bruders Albert Bitzjus, gewesener Regierungsrat», Bern 1882.

⁶⁾ Farschons Trauerrede auf Gotthelf wurde nur in Abschriften an Freunde als Andenken weitergegeben. Eine solche aus dem Nachlaß von Pfarrer Johann Ammann in Lotzwil wurde erst 1944 im «Kleinen Bund» vom 13. August abgedruckt. Ammann war 1853/54 Vikar in Hasle für den erkrankten Pfarrer Franz Friedrich Fischer. Als Gotthelf im Vorsommer 1854 an einem Freitag in Hasle Visitation hielt, bemühte sich Ammann, mit seiner Predigt Ehre einzulegen, und war auf das Urteil des Visitators sehr gespannt. «Aber in allen Wipfeln blieb Ruhe (schreibt Ammann 1897 in seinem Zürcher Vortrag 'Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf'), kein Wort, weder Lob noch Tadel kam über seine Lippen.» Am folgenden Tag begegnete ich unserm Kirchenvorstands-Präsidenten, welcher mit feinem Lächeln sagte: «Heit er o gseh, Herr Vikari, wie gester der Herr Visitor gschlafe het währed euer Predig?» Das war ein kalter Strahl auf das heiße Verlangen nach des Visitators Lob. — Aber nun erinnerte ich mich, daß er Tags zuvor über dem festlichen Mahl oben am Tisch im Lehnstuhl mitten in heiterer Gesellschaft a u c h eingeschlafen war. Der Sopor, an dem Jeremias Gotthelf damals bereits litt, war der Vorbote des baldigen Endes (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft II: Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs, Zürich 1897, S. 16. Das Heft enthält [S. 17—45] auch den interessanten Zürcher Vortrag von Dr. H. Stickelberger in Burgdorf: «Ueber die Sprache Jeremias Gotthelfs».)

Als 1849 beim Rücktritt von Dekan Mathias Frank in Kirchberg die Klasse Burgdorf Kammerer Gotthelf zum Nachfolger vorschlug, fand dieser bei der von ihm oft scharf angegriffenen Regierung keine Gnade; sie wählte Pfarrer Farschon in Wynigen zum Dekan. In der Leichenrede äußert sich Farschon darüber mit folgenden Worten: «Im Jahr 1849 schlugen wir ihn zum Decan vor in erster Linie und gewiß, wären die wählenden Machthaber nicht von unwürdiger Staatsklugheit oder giftigem Hasse oder wohl gar panischem Schrecken vor dem allerdings Gewaltigen erfüllt gewesen, diese in der Tat ehrende Würde wäre nie einer so inferioren Persönlichkeit anheimgefallen, und es hätte sich erwahrt: dem Verdienst seine Kronen!»

F.